

KUNSTPREIS DER STADT BERN 2007

# Spuren sichern mit Gartentor

INTERVIEW:  
MAGDALENA SCHINDLER

«BUND»: Heinrich Gartentor, Ihr Timing ist perfekt: Heute Abend werden Sie die Preisverleihung als Plattform nutzen, um Ihr neuestes Projekt publik zu machen. Worum geht es dabei?

**HEINRICH GARTENTOR:** Zunächst muss ich sagen, dass mich der Kunstpreis der Stadt Bern wahnsinnig freut. Das Telefon im Herbst kam wie aus heiterem Himmel. Das Wissen um diese Finanzspritze kam genau zur rechten Zeit und hat mir den Mut gegeben, meine Idee einer Nationalen Kunstaussstellung auf dem historischen Autofriedhof in Kaufdorf umzusetzen.

Wie kommen Sie als bekennender Velofahrer und ÖV-Nutzer dazu, ausgerechnet auf einem Autofriedhof Kunst zeigen zu wollen?

Ich habe schon länger mit diesem verwunschenen Ort geliebäugelt. Abgesehen davon gehöre ich zur Generation, die noch mit Autoquartetts gespielt hat... Mich fasziniert, wie sich die Natur hier wieder breit macht: Es soll erstaunlich viele Nessel-Arten, aber auch Füchse und Hasen geben. Im Hinblick auf die Ausstellung habe ich mit ein paar Gleichgesinnten den Kunstverein Gürbetal ins Leben gerufen und gezielt Künstlerinnen und Künstler eingeladen: Bisher hat mir niemand abgesagt.

Das hört sich eher wie die Arbeit eines Projektmanagers und nicht wie diejenige eines Künstlers an.

Wie man dem sagt, ist mir eigentlich egal. Mein Beitrag ist die Gesamtinszenierung, das Zurverfügungstellen der Infrastruktur, wozu auch der Bau eines Stages gehört, der über die verrosteten Auto-dächer hinwegführt.

Ihre künstlerische Arbeit ist nicht immer direkt als solche erkennbar.

Ja, das stimmt. Es gibt aber beispielsweise Fotos meiner Arbeitstische, und zwar in ziemlicher Fülle. Die habe ich aber noch nie gezeigt, ich hatte auch keinen Grund dazu.

Fotos Ihrer Arbeitstische?

Wenn ich arbeite, häuft sich das Zeug an. Bevor ich aufräume, fotografiere ich wie aus einem Flugzeug und setze die Bilder am Photoshop wieder zusammen. Vielleicht ist das das Einzige meiner Produkte, das marktauglich ist. Sonst erzähle ich einfach eine Geschichte mit allen mir zur Verfügung stehenden Mitteln: Das ist meine Art von Kunst.

Ihr Coming-out unter dem Künstlernamen Heinrich Gartentor hatten Sie 1999 mit der Publikation Ihrer Biografie. Dreht sich Ihre Kunst immer um Ihre eigene Geschichte?

Der 42-jährige Thuner Künstler und erste Schweizer «Kulturminister» Heinrich Gartentor nimmt heute den mit 20 000 Franken dotierten Preis der Städtischen Kunstkommission entgegen. Honoriert wird damit die Einmaligkeit und Konsequenz seines Schaffens.



Heinrich Gartentor steuert sein nächstes Projekt an: Eine Ausstellung auf dem historischen Autofriedhof in Kaufdorf.

MANU FRIEDERICH

Ja, logisch, ich bin zu dieser Geschichte geworden, aber ohne dass ich das bewusst wollte. Am Anfang lief alles nur virtuell im Internet. Niemand wusste, dass das Fiktion war, mitsamt dem in Ich-Form geschriebenen ersten Teil der Biografie. Der wurde im Passagen-Verlag Wien veröffentlicht. Ich bin zu meinem eigenen Romanhelden geworden und habe das, was ich beschrieben habe, angefangen nachzuleben.

Wollten Sie schon immer Künstler werden?

Ja, das war von Anfang an klar. Schon als Jugendlicher war für mich ein «Künstler» Sinnbild für jemanden, der tun darf, was andere nicht dürfen – zum Beispiel lange Haare haben. Aber da ich einfach kein Talent für Bildhauerei oder Malerei habe, musste ich mir einen Weg suchen, der zu mir passt. Klick gemacht hats bei mir, als ich nach der Lehre als Florist angefangen habe, Strassenmusik zu machen. Ich habe gemerkt, dass es funktioniert und ich mich im Notfall mit meinem Klavier durchschlagen kann.

Wie ging es dann weiter? Haben Sie Vorbilder?

Ich bin ja eigentlich Autodidakt, war aber für längere Zeit bei Chris-

tian Megert in Düsseldorf. Und sonst? Mit 23 war ich einen Winter lang per Autostopp in Deutschland unterwegs. Ich machte mich auf die Spuren von Heinrich Heine und Joseph Beuys, von dem ich mir sämtliche Arbeiten anschaute. Beuys war damals sehr wichtig für mich.

Was also ist für Sie Kunst?

Das, was ein Künstler macht. Das sagt allerdings nichts über die Qualität aus. Es gibt gute und schlechte

Kunst, das ist dann die nächste Frage. Künstlersein ist eine Haltung, ein Weg, das ist das, was ich mit vollster Leidenschaft mache.

Geht es Ihnen darum, sich mittels Kunst mehr oder weniger originell in der Welt zu positionieren?

Originalität ist für mich in der Kunst eher ein Schimpfwort. Beispielsweise wenn ich meinen Arbeitstisch fotografiere, kommt vielen sofort Daniel Spörri in den Sinn

## HEINRICH GARTENTOR

Der Künstler, Aktivist und Autor Heinrich Gartentor, mit bürgerlichem Namen Martin Lüthi, wurde 1965 in Bern geboren, wuchs in Kehrsatz auf und lebt mit seiner Partnerin und der einjährigen Tochter in Thun. Gartentor befragt mit seiner Arbeit die Rolle des Künstlers und des Kunstbetriebs und bewegt sich bewusst an der Grenze zum Alltag. Mit Aktionen wie der Platzierung eines alten Schiffs 2002 oder seiner Aktion zum autofreien Tag 2005 hat er in Bern Diskussionen zur Funktion des öffentlichen Raums provoziert. Er wurde 2000 mit dem Thuner Kulturförderpreis, 2004 mit dem Aeschlimann-Corti-Stipendium ausgezeichnet. 2002 rief er das Gar-

tentor-Stipendium ins Leben. Von 2005 bis 2007 war er erster, von der Kunstschaffenden gewählter «Kulturminister» der Schweiz und hat in dieser Funktion für die Anliegen der Kulturschaffenden lobbyiert. Seit Mai 2007 ist Gartentor Präsident des Berufsverbands für visuelle Kunst Visarte Schweiz. Seit kurzem bespielt er die Zweitgalerie «Links» von Duflon & Rac in Bern. An seinem neuesten Projekt, einer Freilicht-Ausstellung im historischen Autofriedhof Kaufdorf (1. 6.–12. 10. 2008), sind rund 20 Kunstschaaffende, vor allem aus der Schweiz, beteiligt, u. a. Chantal Michel, Lang/Baumann, Natsuko Tamba, Bob Gramsma und Peter Stämpfli (www.gartentor.ch). (ms)

mit seinen Fallenbildern. Aber das ist mir egal. Letztlich ist es dann doch nicht dasselbe, sonst müsste man ja jedes gemalte Bild hinterfragen.

Um was geht es Ihnen denn bei diesen Fotografien konkret?

Ich will konservieren, was war und in mir vorgegangen ist: eine Art Spurensicherung. Ich schaue die Welt nicht nur an, sondern mache etwas aus dem, was ich sehe. Als ich Strassenmusik machte, sind mir viele «Lebenskünstler» begegnet, die waren einfach mit dem Leben zufrieden, aber sonst ist nichts passiert, das wollte ich nicht.

Sind Sie in Ihrer Zeit als «Kulturminister» zum Funktionär geworden?

Nein, denn das Ganze hat nur funktioniert, weil ich Künstler bin. Wenn ich sage, dass ich 2000 Franken im Monat verdiene, ist es anders, als wenn ein Beamter sagt, ein Künstler verdiene nur so viel. Das war mein Vorteil, ich bin mittendrin.

Was haben Sie mit Ihren Kunstaktionen bewirkt?

Etwas bewirken will man als Künstler wohl immer. Aber das kann man nur, wenn man sich nicht

von Anfang an überlegt, was genau man bewirken will. Zum Beispiel meine Aktion als Frau Boegli im Herbst 2005 am Car-Free Day in Bern hatte für mich im Nachhinein eine andere Wirkung, als ich zuerst dachte: Ich habe aus meiner Sicht zu wenig erreicht. Es zeigt auch, dass man an Grenzen stösst, wenn sich die Kunst in den Dienst der Politik stellt.

Sie haben damals eine Tonne Tomaten in der Stadt Bern verteilt, um auf die 100. Stunde Ozonwertüberschreitung hinzuweisen. Was unterscheidet Sie von einem Umwelt-Aktivist?

Diese Aktion war nur ein Kapitel von vielen in meiner Geschichte und macht Sinn im Gesamtzusammenhang. Die Aktion ging ja auch noch etwas weiter, als Umweltaktionen zuweilen gehen. Man konnte mir Bilder des Tomatenessens schicken und so noch mehr Tomaten gewinnen. Und jetzt erst, im Februar, wird das Ganze bei Marks Blond abgeschlossen.

Sie nehmen immer wieder pointierte Stellung zu politischen Fragen. Soll sich die Kunst einmischen?

Selbstverständlich. Wenn ich eine Kolumne schreibe, auch wenn es darin überhaupt nicht um Kunst geht, dann ist das trotzdem die Sicht des Künstlers auf eine Sache. Meine Kolumnen im «Thuner Tagblatt» lösen Reaktionen von Leuten aus, die gar nichts mit Kunst am Hut haben. Das freut mich umso mehr, ich will ja niemanden zur Kunst hintertherapieren. Aber ich behaupte, dass sich es schaffe, ein paar Leute zu animieren, sich nachher mit Kunst zu befassen.

Derzeit kommt man um Sie nicht herum, wenn es um kulturpolitische Diskussionen geht. Wie erklären Sie sich das?

Das ist dank Beat Mazenauer und Adi Blum, welche die gloriose Idee hatten, das «Kulturministerium» zu erfinden. Das war für mich die beste Kulturförderung, die mir je widerfahren ist. Es war ja nicht so, dass ich nachher ein Hochstapler geworden bin, ich arbeitete mich in alle relevanten Kulturordnungen ein und konnte den Posten ausfüllen.

Sie sind heute Präsident der Visarte Schweiz. Welchen Posten streben Sie als nächstes an?

Gar keinen. Aber vielleicht fragt man mich ja mal für irgendwas an und vielleicht interessiert es mich und möglicherweise liegt es zeitlich sogar drin, dann nehme ich ihn an, denn heute noch unvorstellbaren Posten.

[1] DIE PREISVERLEIHUNG findet heute Abend um 20.30 Uhr im Alten Schlachthaus Bern statt. Laudatio: Michael Guggenheimer.

## «Festgemauert in der Erden...»

Chorkonzert im Berner Kultur-Casino mit Werken von Andreas Romberg und Ludwig van Beethoven

Schillers «Lied von der Glocke» ist vielen aus leidvoller Erfahrung als eines jener Gedichte bekannt, die in der Schule einst auswendig gelernt werden mussten. In der Vertonung von Andreas Romberg kann man es nun sogar geniessen.

DANIEL ALLENBACH

Wenn man den Programmzettel nicht gelesen hätte, würde man das am Samstag im Kultur-Casino erklingende Oratorium wohl Joseph Haydn zuordnen. Immer wieder

fühlt man sich an dessen «Schöpfung» oder an die «Jahreszeiten» erinnert. Doch die Komposition zu Friedrich Schillers bekanntem «Lied von der Glocke» stammt von einem Haydn-Schüler, genauer: dem norddeutschen Musiker Andreas Romberg. Wie sein Lehrer setzt Romberg auf einfache Melodien und klangliche Bilder wie blöckende Schafe oder brüllende Rinder.

Josef Zaugg bringt seine beiden Chöre – den Berner Jubiläe-Chor sowie den Kirchenchor Thun-Strättlingen – besonders in den machtvollen Tuttistellen zum Klingen, in intimen Passagen verlieren sowohl Chor als auch Orches-

ter bisweilen etwas an Spannung. Die Folge davon sind Intonations-trübungen und matte Piani. «Das Lied von der Glocke» lässt in solchen Abschnitten zudem an Intensität vermissen, die in dramatischeren Teilen eindrücklich erreicht wird.

### Für gedichtgeplagte Schüler

Generationen von Schülern kämpfen wohl mit den unzähligen Versen des schillerschen Gedichts, von denen einige – wie zum Beispiel «alles rennet, rettet, flüchtet» oder «drum prüfe, wer sich ewig bindet» – in den heutigen Sprichwortschatz eingeflossen sind. Als Meister schil-

dert Wolf Matthias Friedrich mit seinem Bass eindrücklich den Rahmen der Erzählung, die Entstehung der Glocke. Einzig die lauten Atemgeräusche wirken bisweilen etwas störend.

In Verbindung mit dem Giessvorgang verweisen das Solistenquartett und der Chor kommentierend immer wieder auf das menschliche Leben, das die Glocke von der Wiege bis zum Grab unter anderem als Tauf-, Hochzeits-, Feuer- und Todessignal begleitet. Dabei vermag insbesondere Maria C. Schmid mit strahlendem Sopran und leichten Spitzentönen zu begeistern. Doch auch Liliane Zürcher mit klang-

schöner Mezzosopran, der Tenor Christophe Einhorn und der Bariton Martin Hempel gestalten ihre Partien über weite Strecken vorbildlich.

### Eindrückliche Solistenquartette

Mit der C-Dur-Messe von Ludwig van Beethoven steht im zweiten Teil des Abends ein weiteres, nahezu gleichzeitig entstandenes Werk eines Haydn-Schülers auf dem Programm. Allerdings sind die Unterschiede zwischen den beiden Kompositionen beträchtlich. Hier käme man nicht mehr auf die Idee, Haydn selbst zu hören; zu eigenständig und für die damalige Zeit neuartig

ist Beethovens Tonsprache. Das von Josef Zaugg geleitete Bach-Kollegium Bern bringt die Gegensätze der Partitur geschickt zum Ausdruck, gelegentlich hätten allerdings Präzision und Intonation etwas mehr Beachtung verdient.

Präzise und gut ausgewogen gelingen dagegen die Solistenquartette, darunter etwa der Acappella-Beginn des «Benedictus». Und wie bereits in Rombergs Komposition erreichen die Chöre auch in den Fugen und Tutti von Beethovens Messe wieder glanzvolle Höhepunkte, die am Schluss in die leise Bitte um Frieden zurückgenommen werden.